

Unabhängigkeit, wartete aber lieber in der Mitte der Gesellschaft ab, statt dem Revolutionär Kwame Nkrumah zu vertrauen. Den Tanz zwischen Extremen und diversen Welten lernte Annan früh.

Er studierte in Minnesota und am MIT in Cambridge, ging vor 50 Jahren zur Weltgesundheitsorganisation, schließlich nach New York. Wachsam und höflich verhandelte er mit Muammar al-Gaddafi und Saddam Hussein und wurde zum „Botschafter der Erde im Reich der Finsternis“, so Michael Ignatieff in der „New York Review of Books“, zum Meister der sanften Durchsetzungskraft.



Ehepaar Annan in Ruanda 1998
„Alle wussten alles“

Das Hochdruckleben des Uno-Generalsekretärs Annan ist zu Ende, aber „das Leben geht weiter“, sagt er. Annans Stiftung kümmert sich um HIV-Prävention und Agrarprojekte in Afrika. Und im vergangenen Frühjahr versuchte er ein letztes Mal, ein Land zu retten. Er präsentierte einen Sechs-Punkte-Plan für Syrien. „Früher oder später müssen die Parteien einen chaotischen Kollaps verhindern, zusammenkommen und Verträge schließen“, sagt er, „bis dahin werden noch viele tausend Menschen gestorben sein.“

Für einige Wochen trug Annan Hoffnung ins Kriegsgebiet. Der Sicherheitsrat beschloss drei Resolutionen, Regierung und Rebellen kündigten Zustimmung an. Doch gegen die Wirklichkeit des Krieges waren Annan und sein Plan ohne Chance. Er gab das Mandat auf. „Der Unterschied zu früher ist, dass ich heute wählen kann, was ich anfasse“, sagt er, und es klingt, als spräche er von Freiheit.

Bei der Uno wissen sie inzwischen, was sie an ihm hatten, denn sein Nachfolger Ban Ki Moon soll in sechs Jahren noch keinen Witz gemacht haben, den ein Mitarbeiter verstanden hätte; aus Zeitungen und Fernsehnachrichten ist die Uno herausgefallen, der Reformhauch der Annan-Jahre verweht und vergessen.

Aber 2006 waren dieselben Uno-Menschen froh, als Annan weg war. Müde war er geworden, ermattet, weil die Organisation in eine Korruptionsaffäre ge-

trudelt war, die mit irakischem Öl und vielen Dollar zu tun hatte; darum angreifbar und darum machtlos.

*

Ein Fazit?

„Die Geschichte wird uns freundlich beurteilen, glaube ich.“

Sie hatten viel Zeit, zehn Jahre an der Spitze der Uno. Warum haben Sie es nicht vermocht, diese zu modernisieren?

„Große Institutionen sind extrem schwer zu reformieren. Wir haben es versucht: Im Zentrum der Uno, dem Sicherheitsrat, haben die aufstrebenden Länder von Indonesien bis Indien keinen Sitz, ganze Kontinente wie Afrika und Lateinamerika sind nicht vertreten. Der Rat sollte demokratischer sein, dann würde er an Legitimation gewinnen.“

Wieso ist der Widerstand so groß?

„Weil immer irgendwer etwas aufgeben müsste. Reform hieße nicht nur, dass die fünf Vetomächte Macht verlieren. Es geht weiter. Wer bekommt einen weiteren asiatischen Sitz, Japan? Was sagt Indien? Wer soll Südamerika vertreten? Brasilien, nicht wahr, aber was sagt Argentinien? Was die Mitglieder antreiben sollte, ist kollektives Interesse, aber das ist nicht immer ihre Motivation. Durch Eigeninteressen entsteht Blockade.“

Oder durch taktische Fehler. Ihre Reformversuche kamen zu spät: in Ihren letzten Uno-Jahren, als die USA Ihnen längst die Gunst entzogen hatten.

„Ja, so gesehen kamen sie zu spät. Andererseits war es zu früh, die Delegierten waren nicht bereit, die Reform war nicht gereift. So oder so: Mein Timing stimmte nicht. Der damalige russische Botschafter Sergej Lawrow fragte mich, wieso ich mich beschweren würde. Er meinte, ich hätte für den Wandel der Uno mehr Zeit gehabt als Gott für die Erschaffung der Welt. Ich sagte ihm: Richtig, aber Gott konnte allein arbeiten, ohne Vollversammlung und Sicherheitsrat.“

Wird die Reform noch gelingen?

„Sie muss. Wir brauchen neue permanente Mitglieder ohne Vetorecht, denn die Welt wandelt sich schnell, und die Vereinten Nationen müssen mithalten. Wir haben die Wahl zwischen destruktiver Konkurrenz oder Gemeinsinn. Es kann der Zeitpunkt kommen, von dem an der große Rest der Welt Entscheidungen des Sicherheitsrates schlicht ignoriert, weil er ihn für nicht repräsentativ hält. Dann wird der Rat irrelevant.“

Zum Zyniker werden Sie nicht mehr?

„Ach nein. Reformen sind kein ja Ereignis, sondern ein Prozess. Optimisten sterben glücklicher als Pessimisten.“



Video: Klaus Brinkbäumer über Kofi Annans Memoiren

spiegel.de/app112013annan
oder in der App DER SPIEGEL



Globetrotter Six in Syrien: Mit Dagobert Duck

SYRIEN

Billy, das Kind

Ein Abenteurer aus Berlin wurde in Syrien verschleppt und für Wochen eingesperrt. Erst durch ein kleines Wunder kam er frei.

Davon hat er geträumt: endlich wieder „Tote Oma“ zu essen im Hotel Mama, sagt Billy Six. Der schmale Mann mit dem blonden Ziegenbart schaufelt Blutwurst mit Kraut und Speck auf seinen Teller, dazu Kartoffeln, Thüringer Bratwurst, obendrauf ein Stück Kassler. Mutter Ute hat den Tisch in weiß-rotem Karo gedeckt, sie hat Kerzen darauf gestellt und alles gekocht, was Billy, ihr Sohn, der sich gestern noch Bilal Abdul Rahman al-Almani nannte, schon immer gern mochte.

Seit 14 Stunden ist der junge Abenteurer Billy Six, das ist sein richtiger Name, zurück aus einer Geheimdienst-Zelle in Damaskus, über zwei Monate hat der 26-Jährige dort zugebracht. Jetzt flitzt er hier im Einfamilienhaus der Eltern in Neuenhagen bei Berlin zwischen Küchentisch und Toilette hin und her. Wochenlang Fladenbrot mit Oliven und nun auf einmal die fette deutsche Hausmannskost, das verträgt sich wohl nicht besonders.



BILLY SIX

nach Damaskus

Die Ringe unter Billy Six' Augen sind dunkel, seine Wangen tief eingefallen. „Bismillah, Salam aleikum – Im Namen Gottes, Friede sei mit euch“, begrüßte der gelernte Finanzwirt kurz zuvor die Hauptstadt-Journalisten im Haus der Bundespressekonferenz. Seine Stimme war matt, der Mantel hing schlaff über dem ausgemergelten Leib, nachdem er Mittwochmorgen mit einer Lufthansa-Maschine aus Beirut gelandet war.

Er erzählte von seiner wilden Odyssee zwischen Kämpfern der Freien Syrischen Armee, fanatischen Salafisten und der Zeit im Gefängnis von Diktator Baschar al-Assad. Er schilderte, wie er viele kalte Nächte in einsamen Zellen verbrachte und versuchte, den beißenden Flöhen in seinen Kleidern zu entkommen.

Er hörte, wie Regimegegner gefoltert wurden, und sah morgens ihr Blut auf den Gängen. Er selbst entkam den Torturen wohl nur deshalb, weil er deutscher Staatsbürger ist. „Die machen doch Unterschiede“, sagt er.

Syrische Geheimdienst-Offiziere unterstellten ihm jedoch bei Verhören, er arbeite für die CIA oder das „BKA“, offenbar eine Verwechslung mit dem deutschen Auslandsnachrichtendienst BND.

Eine von ihm in die Zellenwand gekratzte Nachricht und ein glücklicher Zufall führten schließlich dazu, dass die Behörden in Deutschland von seinem Aufenthaltsort erfuhren. Auf Vermittlung des

russischen Außenministers Sergej Lawrow kam Six am Ende frei.

Neben dem ehemaligen Gefangenen sitzt der Chefredakteur der rechten Wochenzeitung „Junge Freiheit“, Dieter Stein, sichtlich erleichtert. Er hatte schon gefürchtet, seinen Nahost-Reporter nie wieder zu sehen, nachdem der am 13. Dezember vergangenen Jahres in der Nähe der syrischen Stadt Hama von Unbekannten verschleppt worden war. Six schreibt für das umstrittene Blatt, denn es sei das einzige Medium, das ihm für seine Kriegsreportagen ein Forum biete und die Texte weithin unredigiert drucke. Für die „Junge Freiheit“ berichtete Six auch schon aus Libyen.

Das Leben des Sohnes zweier IT-Fachleute ist in vielerlei Hinsicht ungewöhnlich. Six schürfte schon im Kongo nach Gold, in Angola verlor er durch einen Überfall fast sein ganzes Reisebudget und sammelte dann Spenden, angeblich hielt man ihn für Jesus. Dabei orientiert sich der Globetrotter an einem ganz anderen Vorbild, dem weltreisenden Milliardär Dagobert Duck.

Noch im Jahr 2010 engagierte sich der junge Neuenhagener als CDU-Gemeinderatsmitglied und enthüllte einen angeblichen Abrechnungsskandal rund um die örtliche Laubkompostierung. Die Grünen dort unterstellten ihm, er bilde in Wahrheit zusammen mit einer Ex-DVU-Abgeordneten eine „rechtsradikale Fraktion“ – was Six bestreitet. Voriges Jahr dann trampete

er erneut los, Richtung Nahost, über Griechenland und die Türkei. Er wollte herausfinden, „was da in Syrien los ist“.

Wenige Medienleute haben Gelegenheit, so tief in die Netzwerke der Krieger beider Seiten einzutauchen. Und die meisten verzichten gern darauf. Six geht auch ziemlich blauäugig vor, etwa wenn er sich von einem flüchtigen Bekannten, einem Neu-Rebellen der Freien Syrischen Armee, für zehn Dollar durch Olivenhaine über die türkisch-syrische Grenze schleusen lässt. Wie viele andere westliche Medienvertreter auch hatte sich Six lange um ein Journalistenvisum bemüht, vergebens. Damaskus hält sich kritische Journalisten möglichst vom Hals.

Als Six wenig später jedoch in eine von einem fanatischen Saudi-Araber geführte Gruppe Salafisten geriet, alle bewaffnet und in schwarzen Galabijas mit knöchellangen Hosen, hielt ihr Anführer ihn für einen von Assads Spionen. Er werde ihn persönlich töten: „Ai will kill ju wis plääschar“ – „Ich werde dich mit Vergnügen umlegen.“

Six ahmt den harten Akzent des Salafisten nach, Mutter Ute und Vater Edward liegen fast unter dem Tisch vor Lachen, ihr Spross hat schon immer die ganze Familie unterhalten. In Syrien behauptete er schließlich, mit den Salafisten zu sympathisieren; nach einer Woche ließ ihn die radikale Rebellengruppe ziehen.

Mitte Dezember fuhr er mit seinem Übersetzer weiter, einem Deutsch-Syrer aus Trier, um die Hintergründe eines Mordsakers zu recherchieren. Dabei wurde er von einem Posten der syrischen Armee abgefangen. Man warf ihm illegale Einreise und Terrorismus vor.

Six blieb zwölf Tage im Armee-Gefängnis von Hama. Als er zum Geheimdienst nach Damaskus überstellt wurde, brachen jedoch harte Zeiten an: Einzelhaft, keine Gespräche mehr, zweimal fünf Minuten Toilettengang pro Tag.

Ein einziges Mal schlief Six nicht in seiner zweieinhalb mal drei Meter großen Zelle. Anstelle von ihm wurde dort eine Frau untergebracht, Walaka, 20 Jahre, Wirtschaftsstudentin. „Don't give up, Allah is with you“, ritzte sie in den Wandputz neben seinem Namen, den er dort hinterlassen hatte. Walaka kam frei und gelangte außer Landes, sie war es, die einem Informanten deutscher Behörden von „Billy the Kid“ erzählte – und dass er noch lebt. Diplomaten erreichten schließlich seine Freilassung.

Wenn er sich erholt habe von all dem, wolle er noch mal zurück, sagt der Gelegenheitsreporter. Sein Rucksack sei noch in Syrien, und darin sei der Kopf einer von Rebellen gestürzten Bronzestatue von Hafis al-Assad, dem Vater des jetzigen Diktators. Ein Souvenir, auf das er nicht verzichten möchte.

SUSANNE KOELBL